

Halle'sche Zeitung.

Zeitung-Geschichten. Am 10. September 1810...

Beilage-Preis. Die Halle'sche Zeitung...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 13.

Halle, Dienstag, 9. Januar 1894.

186. Jahrgang.

Telegramm-Adresse: Courier Hallefall.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten der Halle'schen Zeitung.)

Berlin, 9. Januar. Der Magistrat beschloß in seiner gestrigen Sitzung...

Washington, 9. Jan. Der neue Entwurf des Zolltarifs wurde gestern der Repräsentantenkammer vorgelegt...

Moskau, 8. Januar. Der Präsident des höchsten Obergerichts Dr. Wubbe ist in vorangegangener Nacht gestorben...

Wien, 8. Januar. Wie aus Münden von unterrichteter Seite gemeldet wurde...

Paris, 8. Januar. Eine Zerkochsliste überreichte auf Verlangen des unterstellten Nabel...

Paris, 8. Januar. Aus angeblich guter Quelle wird berichtet, daß König Humbert beim Rheinübergang...

Paris, 8. Jan. Bisher sind 91 Senatswahlen bekannt, davon entfallen auf die Republikaner 78...

Paris, 8. Januar. Eine von General Dobs eingegangene Depesche meldet...

Paris, 8. Januar. Mit Bezug auf die Meldung des 'clair', der Kommandant des Expeditionscorps...

Petersburg, 8. Januar. Es verlautet aus bester Quelle, daß der Generalgouverneur von Finland...

Brüssel, 8. Januar. Die heutige Eröffnungssitzung zur Gründung eines internationalen Kolonial-Instituts...

Brüssel, 8. Januar. Der Redakteur des sozialistischen Mattes 'Revue' wurde wegen eines in demselben veröffentlichten Artikels...

Madrid, 8. Januar. Die Presse zeigt sich unruhig über das lange Ausbleiben der Antwort des Sultans...

Christiania, 8. Januar. Der Führer der Linken, Sören Jaabak ist gestern Abend im Alter von 70 Jahren gestorben...

Stockholm, 8. Januar. Die Königin leidet seit ihrer Rückkehr von Mittelbad an einem Uebel...

Wien, 8. Januar. Der Kaiser hat die Kroneprinzessin Victoria, deren Befinden in den letzten Wochen wieder betrübend war...

Wien, 8. Januar. Der serbische Gesandte Pasic in Petersburg wird am 25. d. M. hier eintreffen...

New-York, 8. Januar. Dem 'New-York-Herald' wird über Buenos Ayres gemeldet, daß die Schiffe der Aufständischen seit mehreren Tagen unfähig sind...

Wien, 8. Januar. Dem 'New-York-Herald' wird über Buenos Ayres gemeldet, daß die Schiffe der Aufständischen seit mehreren Tagen unfähig sind...

Die Kreuzzeitung.

Schreibt Folgendes: Berlin, 6. Januar. Der 'Nat.-Lib. Korrespondenz' zufolge steht über die Aufhebung des Identitätsnachweises...

Man mag man über den Werth der Aufhebung des Identitätsnachweises und über Statistiker denken, wie man will...

Die Nachricht von der beabsichtigten Aufhebung des Identitätsnachweises bei der Getreideausfuhr wird durch den gestern früh mitgetheilten Schriftwechsel...

Die Kreuzzeitung in Mitteldeutschland heben u. d. der Frage mehr obher gegangener, ob die Maßregel zu eingeleitet...

Wird dagegen die Maßregel so eingerichtet, daß derjenige, der irgend wo Getreide ausgeführt hat...

Festgesetzt muß aber die Art und Weise werden, wie die Kreuzzeitung diese Frage behandle...

Professor Raafise.

Der Vertreter für Meiningen im Reichstage, befindet sich gleich mehreren seiner national-liberalen Kameraden...

Heute Nachmittag fand hier im Saale des Geisteshaus 'goldenen Saal' eine von 'Bunde der Landwirthe' für den Kreis Hildburghausen einberufene...

vollig fern. Die Handelsverträge des Jahres 1891 verdonnen die Zollreduktionen...

Im weiteren Verlaufe der Diskussion, an welcher sich in sachlicher Weise die Herren Geherrmann...

Deutsches Reich.

* Am Sonntag, dem Sterbetage der Kaiserin Augusta, begab sich Ihre Majestät der Kaiser und die Kaiserin...

* Dem österreichisch-ungarischen Feldzeugmeister Freiherrn v. Wedl, Chef des Generalstabes der Armee...

* Der Petersburger Berichterstatter der 'Times' will aus zuverlässiger Quelle erfahren haben...

* Die 'Waf. Zit.' schreibt: Wir haben in den letzten Wochen wiederholt Anlaß gehabt...

* Nach einem Telegramm aus Petersburg am Sonntagabend d. 7. d. M. wird aus Wien...

* Dem Diner am 25. d. M. wird aus Wien gemeldet, daß die Kaiserin Augusta...

Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 7.

Halle a. S., Dienstag, den 9. Januar

1894.

Ueber Klippen.

Roman von Caroline Deutsch.

(Nachdruck verboten.)

[3]

In den ersten Jahren reichten die Ersparnisse aus, dann wurden, da zwei Jahre hindurch Missernten waren, die Paar Acker verpachtet, und ein Stück Vieh ums andere verkauft, damit sich ihr Liebbling ja nicht mit Stundengebühren zu plagen, damit er nicht zu kämpfen brauchte. Und Marka fand immer eine andere Ausrede, wenn sie so eine Geldsendung schickte, oder, was noch häufiger geschah, selber überbrachte.

Und Marka that dies ohne jedes Bedauern. Was sollte ihr denn später ihr Besitz? Was sie brauchte, konnte sie sich immer durch ihrer Hände Arbeit erwerben. Stefan sollte mit Glanz und in Ehren bestehen; war er fertig und Pastor, so konnte sie ruhig ihr Haupt niederlegen und sterben, eine größere Freude konnte ihr im Leben nicht zu Theil werden, und sie hatte auf der Welt nichts mehr zu thun.

Aber sie erlebte nicht nur dies, sondern auch seine Anstellung in W., der größten protestantischen Gemeinde, den glänzenden Einzug und alle Ehren und Würden, die ihm entgegengebracht wurden. Und Marka wurde fast demüthig vor so viel Glück. Sie dachte nicht daran, daß sie das Korn gesäet, die Pflanze groß gezogen und sich an der Blüthe erfreuen konnte, daß es das Werk ihrer Hände war — sie fragte sich, wodurch sie, das dumme, einfache Bauernweib, dies ungeheure Glück verdient habe?

Jetzt kam an Stefan die Reihe, zu vergelten; er hatte aber der alten, eigensinnigen Frau gegenüber einen gar harten Stand. Sein Wunsch war, daß sie nicht arbeiten, daß sie dem alten, abgemühten Körper die wohlverdiente Ruhe und Pflege gönnen und auch der Welt gegenüber die Stellung einer Mutter in seinem Hause einnehmen sollte.

Marka wollte nichts davon wissen; sowie sie ihre Tracht und ihre häuerischen Gewohnheiten beibehielt, so verfiel sie auch äußerlich das Amt einer Dienerin. Sie war eine Bäuerin, ein dummes Weib, er — ein geistlicher Herr! . . .

„Indem, was ihm zukommt, und was er ist,“ pflegte sie auf seine Bitten und Ermahnungen zu erwidern.

Ebenso hätte sie es für eine Entweihung angesehen, wenn ihn andere Hände als die ihren bedient hätten. Ihr kam es zu; sie hatte ihn genährt und groß gezogen, eine fremde Hand durfte nicht dabei sein.

Nur Einer wollte sie hierin weichen, nur Einer Maß machen — einer Frau! . . . Eine Frau, das war auch etwas Anderes! . . . dafür konnte sie dann seine Kinder auf den Knien schaukeln und groß ziehen . . . Und so hatte Marka ein anderes — ein zweites Ziel für ihr liebebedürftiges Herz gefunden — eine Frau, ein Kind! . . .

Mit Franz Versfall stand sie auf einem ganz anderen Fuße. Sie war einfach eifersüchtig auf ihn und gönnte ihm nicht den kleinsten Strahl von Stefans Zuneigung. Und diese Gefühle waren nicht von heute her; sie empfand sie schon, als Beide noch kleine Knaben und im Waisenhaus waren, und Stefan, so oft er zu ihr zu Besuch kam, von seinem Freunde Franz erzählte, der so stolz, so schroff, so unzugänglich gegen alle Altersgenossen war und nur ihn mit einer solch' reichen Fülle von Liebe bedachte.

Und doch, als Versfall ein halbes Jahr später als Pastor Kis nach W. versetzt worden war, hatte sie Stefan den Antrag gemacht, den Freund in seinem Hause zu pfeifen.

Sie wußte, wie sehr er dies innerlich wünschen mochte, daß er aber aus Rücksicht für sie niemals davon sprechen würde.

„Das würde mir gewiß eine sehr große Freude sein!“ hatte er mit einem aufleuchtenden Blicke geantwortet, „aber ich würde es niemals thun, wenn Du nicht für ausreichende Hülfe im Hause sorgst. Mehr Arbeit werde ich Dir nicht aufbürden.“

Und Marka bezwang sich auch hierin aus Liebe zu ihm und nahm eine tüchtige Magd ins Haus; die persönliche Bedienung Stefans behielt sie sich jedoch wie früher selbst vor.

Franz Versfall, der die Gefühle der Alten genau konnte, pflegte manchmal mit seinem ernststen Lächeln zu Stefan zu sagen,

daß seine einzige Daseinsberechtigung in den Augen Marka Struneks die sei, daß ihn Stefan seinen Freund nenne . . . Und Pastor Kis mußte ihm lächelnd Recht geben.

IV.

Das neue Stuhlrichteramt stand am Markte. Es war ein großer, stattlicher Bau, ganz im modernen Stil aufgeführt; mit der Flucht seiner hohen Bogenfenster, der säulengetragenen Vorderfront und dem künstlerisch aufgeführten Eingang, den zwei mächtigen Löwen aus grauem Sandstein schmückten, machte der Bau einen gar imposanten Eindruck. Es bildete ein Eckhaus und war zweistöckig. Die Vorderseite war dem Marktplatz zugewandt, während eine der Nebenseiten sich in eine breite, von schattigen Bäumen besetzte Straße zog, die direkt aus dem Städtchen nach dem Badeorte Schmeritzfel führte.

Die Privaträume des Stuhlrichters lagen im oberen Stock, und Stefan Kis hatte mit seinem Ausprüche Recht gehabt. — Es war eine große, geräumige und sogar hübsch ausgestattete Wohnung; denn die Stadt, die ihn verheirathet wählte und ihn von vornherein gewinnen wollte, hatte ihr Möglichstes gethan, ihn zufrieden zu stellen. Und doch war es eine recht einsame, öde Junggesellenwohnung, da der junge Beamte nur einen Burtschen zu seiner Bedienung hatte, und es auch nicht in seinem Wesen lag, Gemüthlichkeit um sich zu verbreiten.

Franz Versfall war vollständig auf sich selbst gestellt — und nicht nur hier im Orte, wo er ein Fremder war. Er hatte keine Freunde, keine Verwandten; das Einzige, was ihn mit der Welt und den Menschen verband, waren sein Beruf, die Erinnerungen an seine Eltern und die Freundschaft zu Stefan. Und diese Freundschaft war schon alt — so alt, wie die Träume ihrer Kinderjahre . . .

Sie hatten sich schon im Waisenhause eng an einander geschlossen, wohin sie im zarten Alter gekommen waren, schon damals hatte es unter den Vorgesetzten und Genossen Aufsehen erregt, mit welcher Herzinnigkeit sich der sonst so starre Knabe, der ein solch' finsternes, abweisendes Benehmen hatte, an zarten, sanften und schwächlichen Gefährten angeschlossen. In den späteren Studienjahren, die sie ebenfalls zusammen verlebten, konnte es sich auch so Mancher nicht erklären, was die beiden so entgegengegesetzten, scheinbar innerlich ganz fremden Menschen so innig und fest zusammenhielt . . . Keiner ahnte, welche Nothwendigkeit gerade der milde, gütige Sinn Stefans für das verschlossene, so schwer zugängliche und doch so liebebedürftige Herz Franz Versfalls war, wie oft der Eine Handel ausglich und Streitigkeiten beseitigte, die die starre Unerbittlichkeit des Andern hervorrief.

Dann trennten sich auf einige Jahre ihre Wege. Stefan wählte den geistlichen Stand, Franz die richterliche Laufbahn, und während dann der erstere als Hüfspfarrer angestellt war, betrat Versfall als untergeordneter Schreiber die erste Sprosse seines Berufes. Er kam zwar rasch vorwärts, wenn es auch nur zuerst von den unteren in die höheren Gerichtskanaleiten war, bis ihn ein glücklicher Zufall als Schreiber in eine der Abtheilungen des Justizministeriums brachte. Dort wurde man bald auf seine Bedeutung aufmerksam, und als der Stuhlrichterposten in W. plötzlich frei wurde, übernahm der Justizminister aus persönlicher Zuneigung für ihn die vorhergehenden Grade und überwies ihm die Stelle.

Und für Franz bedeutete dies ein doppeltes Glück. Eine derartige Stellung war ja das eigentliche Feld für seine Kraft und seine Fähigkeiten, für sein heißes, fast leidenschaftliches Gefühl für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Gesehe; dann wohnte auch sein liebster, sein einziger Freund dort, der ein halbes Jahr vorher in W. als Pfarrer angestellt worden war.

Das Arbeitszimmer des Stuhlrichters lag — wie überhaupt die Amtlokalitäten — im Parterre des Hauses; es stieß an den großen Gerichtssaal, wo die Unterbeamten arbeiteten, und war der Nebengasse zugewendet, deren grünes Baumlaub freundlich

herein grüßte. Und die Fenster standen meist offen; denn Perfall konnte in einem geschlossenen Raume nicht arbeiten.

Auch heute waren die Fenster geöffnet, und die volle Vormittagsonne drang herein und umspann mit goldenen Regnen den ernststen, schmucklosen Raum, das einfache Ledersopha in der Ecke und den noch einfacheren runden Stuhl vor dem Schreibtisch; sie wagte sich sogar auf all die Akten und Schriften, die den Tisch bedeckten, sie in ein wahres Lichtmeer hüllend, als wollte sie all die kalten, todtten Buchstaben, die oft so viel Fehl, Schuld und Irrthum enthielten, zu warmem Leben zu erwecken . . . nur über die ernststen Züge des jungen Mannes vermochte sie nichts, der vor dem Tische saß und dem eine finstere Falte zwischen den Brauen stand.

Er war ins Lesen von Briefen vertieft. Sie mußten älteren Datum sein; denn das Papier war vergilbt und die Schriftzüge schon verblaßt. Als er den letzten zu Ende gelesen hatte, lehnte er sich einen Augenblick zurück, während ein noch finstrierer Ausdruck in sein Gesicht trat.

„Ein wahres Schelmenstück!“ murmelte er. „So recht, was man einen raffinierten Gaunerreich nennt! Ich habe mir diesen Herrn von Schmertzys hierher bestellt; er soll überrascht werden, von dem, was ihn hier erwartet —“

Er nahm den einen Brief und überslog ihn nochmals. „Ich bin mir dessen wohl bewußt, was ich thun will,“ fuhr er dann fort. „In ein Wespennest stechen ist nichts dagegen! . . . Dir ist aber wie einem Soldaten zu Muthe, den es in die Schlacht drängt und der die Kriegstrommel hört . . .“ seine Augen bligten. „Sie sollen mich kennen lernen, o, sie sollen mich kennen lernen! Wie mir Stefan erzählt, ist ja auch dieses neue Gerichtsgebäude der Großmuth dieses Herrn zu verdanken. Wenn es wahr ist, gleich er ganz dem Manne in jenem Märchen, der sich in seinem eigenen Walde das Holz zu seinem Galgen gefällt hat . . .“

„Seine Gnaden, der Herr Ritter von Schmertzys!“ meldete in diesem Augenblicke der dienstthuende Heiduck.

„Soll eintreten!“ verjegte der Stuhlrichter, ohne sich umzuwenden. Ein Herr trat geräuschvoll ein, dann schloß sich die Thür hinter ihm. Herr von Schmertzys war ein hochgewachsener schlanker Mann mit einem glatten, blühenden Gesicht und fast weiblichen Zügen. Einen lebhaften, fast unruhigen Ausdruck, hatten nur seine Augen und seine Bewegungen, sonst war Alles glatt, elegant und von der peinlichsten Sauberkeit an ihm, von dem glattrasierten Gesicht, den geschittelten Haaren, den weißen, wohlgepflegten Händen bis zu dem eleganten Ueberzieher, von der Cravatte mit den blizenden Diamanten bis zu den glänzenden Lackstiefeln.

Wie er jetzt da stand, den leichten Strohhut in der Hand, machte er ganz den Eindruck eines jugendlichen Lebemannes. Frisch und munter klang seine Stimme, als er rief:

„Guten Morgen, Herr Stuhlrichter! Die Vorladung hat mich überrascht! Ich bin, offen gestanden, gewohnt, daß sich die Herren zu mir bemühen, wenn sie etwas haben . . . Und auf den Besuch des Herrn Stuhlrichters warte ich schon seit Monaten, und wie es scheint — vergeblich . . .“

Jetzt wandte sich Perfall um und wies auf einen Stuhl ihm gegenüber. Die Hand aber, die ihm Herr von Schmertzys zum Gruße entgegenstreckte, schien er nicht zu bemerken.

Eine dunkle Röthe schoß plötzlich in das Gesicht des Gutsbesizers. Das war stark, und so etwas war ihm noch nie passiert. Was dachte sich dieser junge Mann? Er stand einen Augenblick wie verblüfft über das Unerhörte, dann wandelte sich sein Gesicht: der muntere, joviale Ausdruck schwand und machte einem hochmüthigen Platz.

„Was wünschen Sie von mir, Herr Stuhlrichter Perfall?“ fragte er, und seine Stimme klang ganz verändert; sie klang kurz und schroff. „Bedarf es meiner Zeugnenschaft in irgend einer Sache, oder planen Sie etwas für die Stadt, wobei Sie meinen Rath und meine Hilfe brauchen? Sie sollen sich in mir, als gefälligem Mann, nicht getäuscht haben, obwohl ich vielleicht ebenso auf Ihren Besuch in meinem Hause hätte Anspruch machen können . . .“

Perfall sah ihn ruhig an. „Sie irren in der einen, wie in der andern Voraussetzung,“ erwiderte er mit kaltem Tone. „Ich bedarf Ihrer als Zeuge nicht, auch beabsichtige ich keine Verbesserungen für die Stadt, wenigstens in Ihrem Sinne nicht — meine Aufgabe liegt hier auf einem andern Gebiete, und dabei können Sie mir am wenigsten helfen . . .“

Franz Perfall machte hier eine kleine Pause, lehnte sich zurück und sah seinen Besuch mit dem ihm eigenen durchdringenden Blick an.

„Bevor ich hierher kam, Herr von Schmertzys, hörte ich von Ihnen als einem reichen, angesehenen und sehr wohlthätigen Manne sprechen. Sie sollen unendlich viel für die Stadt gethan haben, und was Ihren Besitz betrifft, so repräsentiren der Baderort Schmertzys und das satmarische Grafenschloß in Wirklichkeit ein fürstliches Vermögen. Wie ich höre, ist es keine Erbschaft, sondern Sie haben es käuflich erworben . . .“

Herrn von Schmertzys' gekränkte Eigenliebe war verschwunden. Sein rundes, blühendes Gesicht erglühte vor Stolz und Selbstgefälligkeit.

„Ja, ein schöner Besitz, Herr Stuhlrichter! Hat noch die Bewunderung eines Jeden erregt, der hier durchgekommen, und könnte Einen stolz machen, wenn man die Anlagen dazu hätte . . . Aber, was Erbschaft, Herr Stuhlrichter! — Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß mein Vater ein blutarmen Winkelschreiber gewesen ist . . . Was ich bin, habe ich mir selber zu verdanken, was hier entstanden ist, ist mein Werk, alles durch eigene Kraft! Und die Stadt kann sich wahrlich auch nicht beklagen! Was war es vor einigen Jahren noch? Ein ödes, verflacktes Neit, das nicht einmal auf der Landkarte stand, was ist es jetzt? Der Verkehrsweg nach dem Norden. Das hat die Stadt alles mir zu verdanken, den paar Morgen Landes zu verdanken, die sie mir käuflich überlassen hat. Und welch' merkwürdiger Zufall das mitgespielt hat, Herr Stuhlrichter, oder nennen Sie es mein immenses Glück! — Meine Abicht war, eine Zuderfabrik hier zu errichten, aber bei den Grabungen schoffen die heißen Stahlquellen nur jo in die Höhe . . .“

Perfall hatte ihn ruhig sprechen lassen, bei den letzten Worten unterbrach er ihn.

„Bitte, Herr von Schmertzys, ich kenne auch die Geschichte, und wenn Sie erlauben, erzähle ich sie weiter . . . in veränderter Form zwar, auch werde ich einige Punkte berühren, die, wie es scheint, Ihrem Gedächtnisse entschwunden sind und die ich, mein lieber Herr, gerne auffrischen möchte. Also, in aller Kürze, Herr von Schmertzys! Sie hatten die Stahlquellen entdeckt, bevor Sie Grund und Boden in Ihrem Besitze gebracht hatten, und Sie haben ihn nur aus diesem Grunde käuflich erworben . . . Und jetzt hören Sie meine Geschichte! Vor ungefähr dreizehn Jahren kamen Sie als Ingenieur im Staatsauftrage hierher, um die erste Telegraphenverbindung herzustellen; bei dieser Gelegenheit entdeckten Sie den Stahlreichthum des Bodens, der zu den städtischen Bemerkungen gehörte. Als ehrlicher Mann wäre es Ihre Pflicht gewesen, der Stadt den Fund anzugeben, Sie zogen es aber vor, die Entdeckung zu verschweigen und mit Hilfe Ihres Mitwissers und Bundesgenossen, Herrn Buran, die Stadt zu veranlassen, den Strich Bodens, den sie als nicht besonders nutzbar erachtete, für einen Spottpreis zu verkaufen. Ist es so, Herr Ritter von Schmertzys?“

Wäre der Blitz dicht vor ihm niedergefahren, er hätte nicht mehr erschrecken, nicht bleicher werden können als bei diesen Worten. Doch während Perfall weiter sprach, fand er Zeit, sich zu fassen, sich gewaltiam zu beherrschen. Er sprang auf, seine Augen sprühten wie im Zorne auf, und mit starker Stimme rief er: „Mein Herr, was unterstehen Sie sich?! Dieses Lügengebewebe!“

„Still,“ unterbrach ihn Perfall, „still!“ Es lag eine solche Hoheit und zermalnende Sicherheit in dem einen Wort und in seiner ganzen Erscheinung, daß Schmertzys wortlos einige Schritte zurückwich. „Ich habe Beweise,“ fuhr Jener dann kalt fort, „Beweise, die auch Sie die Sitten nicht haben werden zu leugnen. — Hier!“

Er nahm einen der Briefe und hielt ihn ihm vor die Augen. „Es ist Ihre Unterschrift, Herr von Schmertzys, und hier ist noch einer und da wieder einer und so eine ganze Menge! . . . Dann befinden sich ebenso viele Briefe hier, die die Unterschrift des Stuhlrichters Buran tragen. — Wie diese zu den Ihren kommen? Der Mann hat seine Briefe gewiß kopiert, aus Gewohnheit oder vielleicht zu einem anderen Zwecke . . . genug sie sind da, und dieser Briefwechsel hier auf meinem Tische enthüllt einen ganz schmähslichen Betrug, mehr als es ein lebender Mund vermocht hätte.“

Herr von Schmertzys hatte längst seine Sicherheit verloren. Er hatte sich wieder niedergesetzt; seine Züge waren verstört, und er sah mit einem Ausdruck von Entsetzen auf die Briefe, als wäre der verstorbene Buran selber plötzlich dem Grabe entsiegen und stünde vor seinen Augen . . . „Die Briefe!“ . . . murmelte er tonlos, „die Briefe! . . . Wie kommen Sie zu den Briefen?! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Es ist eine Lust, zu leben.

(Schluß.)

Skizze von Karl Müller-Rastatt.

(Nachdruck verboten.)

Wie sonderbar! Sie steht an dem Ort, wo er sie zum ersten Mal geküßt hat. Der Weg biegt sich hier im rechten Winkel; da steht, von einer Gängebirte überschattet, eine Bank und der Graben tritt dicht an den Pfad heran, kaum zwei Hände breit ist der Nasenstreif dazwischen. Hier saßen sie zusammen an einem lauen Juniabend. Zwei Schwäne — sie weiß es noch, als wäre es gestern gewesen — zogen neben einander ihre Bahn durch das träge, dunkle Wasser. Sie sahen ihnen zu, und sahen, wie die schlanken, weißen Hälse sich gegen einander bogen und die Schnäbel sich berührten.

„Sehen Sie doch die Schwäne!“ jagte sie. „Sie erzählen sich etwas.“

Und er beugte sich zu ihr herüber und flüsterte ihr in's Ohr: „Sie erzählen sich nichts, sie küssen sich.“

Und als sie erröthend etwas von ihm fortrückte, legte er sanft seinen Arm um sie und setzte hinzu: „Sie küssen sich — wie ich Dich.“

Dann küßte sie seine Lippen auf den ihren, auf den Wangen, auf den Augen, auf dem Nacken. Und wie sie daran denkt, fühlt sie plötzlich ihr Antlitz wieder brennen, als ob die Küsse noch darauf glühten.

Sie schlägt den Schleier zurück.

Das thut gut. Der Ostwind treibt ihr die Flocken, die wieder zu fallen beginnen, in's Gesicht, wo sie schmelzen. Das kühlt.

Sie hatte sich ganz dem berausenden Gefühl hingeeben, geliebt zu sein, und hatte die Küsse schüchtern erwidert. Dazwischen hatte sie leise gefragt: „Bleibst Du mir treu?“ „Ewig, ewig!“ hatte er gerufen und ihr so fest dabei in die Augen gesehen, daß sie keinen Augenblick an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte.

„Du mußt mir auch treu sein.“ sagte sie, „sonst stürz' ich mich in's Wasser, da hinein!“ Dabei deutete sie auf die Fluth zu ihren Füßen, die nun, da der Abend weiter heraufgezogen war, in schwärzlich düsterem, unheimlichem Glänzen vor ihnen sich wiegte. Er aber zog sie an seine Brust und ersticke ihre Angst in neuen Küssen.

Dann waren Tage einziger Glücks gekommen. Der Mutter Schelten, der Mitarbeiterinnen Eitelreden kümmerten sie nicht; die Arbeit flog ihr am Tage unter den Händen, wie nie zuvor, und an den Abenden sah sie ihn.

Und dann wurde er so merkwürdig launisch, dann kam er seltener und blieb sogar bisweilen ganz aus, wenn er ihr versprochen hatte, sie zu treffen. Und endlich kam der Abend, wo statt seiner sie ein Dienstmann erwartete und ihr einen Brief gab — sie kann ihn noch auswendig, diesen Brief. Wie von glühendem Eisen ist jedes Wort in ihre Seele gebrannt. Sie begreift es aber heute noch nicht: Verschiedenheit der Lebensstellung, Pflichten gegen die Eltern, Stimme der Vernunft — das war doch alles nichts Neues, das hätte er doch von Anfang an bedenken, oder wenn seine Liebe echt war, auch jetzt überwinden müssen!

In jenem Abend aber verstand sie es schon gar nicht, sie mußte nur eins, er hatte ihr untreu werden können, und sie eilte fliegenden Fußes durch die Anlagen nach dieser Stelle, um ihre Drohung wahr zu machen.

Sie hat es nicht gethan.

Es spricht sich gar leicht hin: Ich tödte mich! Aber wenn man vor der That selber steht, wenn man sie wirklich thun soll,

dann sieht man erst, wie schwer es ist. Das schwarze Wasser schaute sie so unheimlich an: sie beugte sich zwei, drei Mal herüber, aber immer wieder fuhr sie zurück. Auf der Bank, auf der sie seine Liebeschwüre empfangen, brach sie zusammen und weinte über seinen Verrath.

Und seitdem —! Es graust sie, wenn sie die Jahre überdenkt, die sie seitdem verlebt hat. Glühend wächst in ihr der Wunsch empor: Hättest Du doch damals ein Ende gemacht! Heute würde sie nicht zurückbeben. Aber das Wasser ist vom Eise bedeckt. Und doch — vielleicht ist das Eis nicht fest; sie kann durchbrechen, desto sicherer erreicht sie dann ihr Ziel.

Sie tritt vom Wege herunter auf die Eisdecke des Grabens und stampft mit den frohstarrenden Füßen auf. Es klingt dumpf. Der Frost hat seine Schuldigkeit gethan, das Eis bricht nicht so leicht. Noch einmal stampft sie fest auf.

Da tönt eine Stimme an ihr Ohr, rau und befehlend: „Herunter da vom Eise!“

Sie wendet sich um.

Vor ihr steht ein Schußmann, den Kragen in die Höhe geschlagen, die Hände in die Manteltasche versenkt, und wartet, bis sie zurück auf den Weg tritt.

„Was treiben Sie sich hier zu nachtschlafender Zeit herum?“ herricht er sie an. „Ich habe Sie schon eine ganze Zeit beobachtet.“

Sie zittert am ganzen Leibe. Sie hat Angst vor der Polizei, grundlos, aber sie hat sie einmal. Wenn er sie nun arre- tirt! „Ich — ich wollte nur —“ stammelte sie verlegen.

„Machen Sie keine Redensarten und scheeren Sie sich nach Hause, sonst muß ich Sie mit auf die Wache nehmen!“

„Ich gehe ja schon!“

Und ängstlich nimmt sie ihren Weg wieder auf.

Der Beamte sieht ihr erst einen Augenblick nach, dann geht er seine Rondo weiter. „Eine Hundekäse!“ brummt er vor sich hin. „Und dabei darf man wegen dem Gefindel nicht einmal am warmen Ofen sitzen bleiben.“

Auf den Kirchthürmen schlägt es zehn Uhr. Die Näherin fängt an zu laufen, die Mutter wird wieder schelten, weil sie so spät nach Hause kommt. Aber sie ist es von ihr gewöhnt. Und schließlich ist es doch das einzige Wesen, das zu ihr gehört. Sie weiß doch wenigstens, für wen sie arbeitet. Das ist alles, was sie hat. Die Zeit der Hoffnungen und Träume ist für sie vorbei.

Sie kennt ihr Loos: am Tage nähen und immer nähen, zusammen mit lustigen Mädchen, die sie wegen ihres stillen Wesens verspotten, am Abend das Schelten und Reizen der sieghen Mutter — das ist ihr Leben. Der Vortrag heute sollte etwas Abwechslung in das ewige Einerlei bringen, aber sie nimmt sich vor, keinen wieder zu hören, das bringt sie bloß auf alberne Gedanken. Vor denen hat sie wenigstens Ruhe, wenn ein Tag herläuft, wie alle Tage.

Nur vor Einem hat sie Angst: wenn die Mutter sie auch erst verlassen haben wird — der Arzt meint, gar zu lange würde sie's wohl nicht mehr machen — dann wird sie allein ihre Tage hinbringen müssen. Kein Mensch wird mehr an ihrer Seite sein, der etwas für sie fühlt, wie eine Maschine wird sie arbeiten, nähen, nähen, einen Tag wie alle Tage, bis das Ende kommt. Und dann? —

Es ist eine Lust, zu leben!

* Kleines Feuilleton. *

Allerlei.

— **Der Bart des Kardinals Lavigerie.** Die algerischen Zeitungen erzählen folgende Anekdote über den Bart des Kardinals Lavigerie. Als dieser auf den Bischofsstuhl nach Algier berufen wurde, bemerkte er mit Mißfallen, daß sämtliche Geisliche seiner Diözese mit langen Patriarchenbärten gezieret waren, und sprach sich offen beim Empfang dagegen aus. Darüber herrschte bei den Pfarrern große Erregung. Einer von ihnen jedoch, der allgemein beliebte Superior des Seminars in Algier, Pater

Girard, der von allen den Ängsten Bart besaß, rieth seinen Kollegen, den Barbier nur nicht vor schnell zu bestellen, und ihn machen zu lassen, er werde die Meinung des Kardinals schon zu ändern wissen. Am Tage nach dessen Einsetzung begleitete P. Girard den Cardinal auf seiner ersten Amtsfahrt auf das Land. Als sie in ein Dorf kamen, wo ausschließlich eingeborene Afrikaner wohnten, kamen die Stammesältesten, die den Superior des Seminars schon lange kannten, herbei und machten ihre Reverenz. Dann betrachteten sie mit unverhohlener Ueberrauschung und sumner Ironie in ihren Blicken das frischrasirte Gesicht

des Erzbischofs, und es entspann sich unter ihnen eine von den Gestein des Erntamens begleitete Unterhaltung. „Was reden sie?“ fragte Kardinal Lavigier. „Ach,“ antwortete Vater Girard, „indem er Verlegenheit heuchelte, „es sind große Kinder, Sie dürfen keinen Werth auf ihr Geschwätz legen.“ „Aber sagen Sie es doch, ich möchte es wissen.“ „Nun,“ erwiderte Girard, „sie können nicht begreifen, daß ein Mann sich rasirt; sie halten Sie daher für eine Frau und finden Sie sehr schön!“ Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß der neue Erzbischof von Algerien seinen Seelsorgern von jener Zeit ab erlaubte, sich den Bart stehen zu lassen; ja, die Herren Kuraten bemerkten mit Vergnügen, daß ihr Oberhirte selbst sich einen schönen Bart wachsen ließ, der in ganz Nordafrika eine so große Popularität erlangte. — Einer Drahtmeldung zufolge ist das deutsche Repräsentationsgebäude auf der Chitagoer-Weltausstellung (das deutsche Haus) nun unmittelbar vor Thoreschluß noch verkauft worden und zwar nach Milwaukee, wo es wieder aufgebaut werden soll.

— **In einer Kreisstadt der Provinz Hessen** war der alte Gottesacker zu klein geworden. Es wurde zu dem neuen Friedhof ein von der Stadt entfernter Platz ausgesucht; ein abgesonderter Theil wurde den zahlreichen Juden eingeräumt. Während bisher die Leichen zum Gottesacker getragen werden konnten, mußte man jetzt einen Leichenwagen anschaffen. Die Kosten für das Gefährt sollten durch freiwillige Sammlung erbracht werden, und es wurde demgemäß eine Sammelliste herumgeschickt. Sie kam auch zu einem wohlhabenden Juden, der folgenden Beitrag zeichnete: „Gebe nichts, kann das Fahren nicht vertragen!“

— **Eine Stadt ohne Liebe.** Es giebt eine Stadt auf unserer alten Erde, in welcher die Herzen nicht für einander schlagen, die Sinne nicht in Liebe und Leidenschaft entbrennen. Diese Stadt ohne Blut und ohne Sonne heißt *Bolskaja-Marka* und liegt in Sibirien, im Bezirke Jakutsk. Die unglücklichen Bewohner, etwa tausend Männer und Frauen, gehören der religiösen Sekte der Skoppy an, die wegen ihres religiösen Bekenntnisses nach Sibirien verbannt wurden. Den Skoppy ist Liebe und Liebesgenuß durch den Glauben, den sie sich selbst geschaffen haben, auf das Strengste unterzogen. Ein Petersburger Forscher, der soeben von einer Reise durch Sibirien heimgekehrt ist, giebt fesselnde Aufschlüsse über das Leben jener traurigen Sekte, die für psychologische und soziologische Studien ein weites Feld bietet. *Bolskaja-Marka* befindet sich in einem Zustande musterhafter Ordnung und Sauberkeit; breite und reinliche Straßen, solide Häuser, meist hellfarbig, aber ohne die geringste Spur von künstlerischem Geschmack, verleihen der Stadt ein fast freundliches Aussehen. Die Bewohner haben eine Vorliebe für die hellen Farben, besonders für die weiße. Die Möbel in den Häusern sind weiß oder sehr hell, auch die Kleidungsstücke — Männer und Frauen tragen dieselben Gewänder — sind weiß, und weiß ist auch die Zahne, die stets auf dem Nathhausbache flattert. Was aber auf den Besucher den tiefsten Eindruck macht, ist die Grabesstille, die in der Stadt herrscht. Kinder giebt es natürlich nicht, die Erwachsenen sprechen fast gar nicht mit einander, und was sie sprechen, wird im Flüstertone gesagt. Sehr gaslich und zuvorkommend, bieten sie Alles auf, um dem Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, man wird höflichst ersucht, nicht zu rauchen und nicht alkoholische Getränke zu verlangen. Der Besucher findet aber gewöhnlich an einem längeren Aufenthalt in der merkwürdigen Stadt kein Vergnügen. Wie geht aber die Wiederbevölkerung von *Bolskaja-Marka* vor sich? Jedes Jahr schwärmen die Vornehmen der Stadt in Rußland herum und werben neue Anhänger, die bald nach ihrer Ankunft als Kinder adoptirt werden und später das ganze Vermögen dieser niemals Väter gewesenen „Väter“ erben. Die Bewohner von *Bolskaja* sind sehr arbeitssam, ehrlich und so sanftmüthig, daß sie von den Bewohnern umliegender Ortschaften nur „galuby“ (Tauben) genannt werden. Niemand kommt ein Streit vor, niemals eine Bluthat. Es giebt keine Gerichte, keine Polizei, keine Gefängnisse und . . . keine Zeitungen; und Alle bezahlen pünktlich ihre Steuern. Und das Alles, weil es keine Liebe in *Bolskaja-Marka* giebt.

Seitres.

Auch wahr. Vater: „Sie begreife nicht, wie man so faul sein kann, für mich ist die Arbeit das einzige Vergnügen.“ — Sohn: „Ja, aber Papa, wir sind doch nicht zum Vergnügen auf der Welt!“

Nicht ohne Weiteres. Frä. Anna: „Marie, das ist keine Manier, so ohne Weiteres Abends ins Zimmer zu treten,

wenn Herr Schnäbler mit einem Besuch macht!“ — Das Dienstmädchen: „Ohne Weiteres, gnädiges Fräulein? Ich hab' doch erst 'ne ganze Zeit durch's Schlüsselloch gestuckt!“

Ländliche Diagnose. Bauer: „I woach net, was dös is, Bader, an Kartarrh hab' i, an Husten und überall reißt's mi!“ — Bader: „Dös macht nit. Woacht, wer bei dem Sauwetter net krank is, der is überhaupt net g'fund.“

So, so! Baronin: „Sobald der Herr Baron Flingerl wieder kommen sollte, weisen Sie ihn ab und sagen, ich sei nicht zu Hause.“ — Mädchen: „O, dann geht er erst recht nicht!“ — Baronin: „Wie so?“ — Mädchen: „Nu, neulich kniff er mich in die Baden und fragte, ob ich ihm nicht sagen wolle, wann Sie einmal nicht zu Hause wären!“

Tröstlich. Student: „Sie sind heute gerade der dreizehnte Gläubiger, der mich besucht! Das bedeutet nichts Gutes für Sie!“ — Schneider: „Da giebt's wohl wieder kein Geld?“ — Student: „Ne! Aber Sie können sich beruhigen, die andern zwölf haben auch nichts gekriegt!“

Die eingebilbete Kranke. „Ach, Herr Sanitätsrath, ich bin immer so krank, daß ich große Angst habe, ich würde in dem Fall, daß ich wirklich krank werden sollte — es gar nicht bemerken!“

Vom Tage.

— **Ein beachtenswerthes Reiterstück** hat, wie wir im „Dresd. Anz.“ lesen, der königlich preussische Premierlieutenant vom 2. Garderegiment von Wedel ausgeführt. Als der Kaiser neulich Nachmittags das genannte Garde-Regiment nach dem Tempelhofer Felde alarmirt hatte, rief er dort den Premierlieutenant von Wedel vor die Front. Vor versammelten Mannschaften übergab der Kaiser ihm ein Schreiben mit dem Befehl, es sofort dem König von Sachsen zu überbringen, den Weg von Berlin nach Dresden jedoch zu Pferde zurückzulegen. Der Offizier ritt auf der Stelle ab und traf den nächsten Vormittag in der Kaserne des sächsischen Gardereiter-Regiments in der Albertstadt ein. Der Diener des Premierlieutenants war mit dem Hufe nach Dresden gefahren und erwartete seinen Herrn mit hanger Sorge. Allerdings war der Ritt in der kalten Nacht, dem scharfen Ostwinde und bei der durch Frost auf der Landstraße erzeugten Glätte keine Kleinigkeit; und wenn auch Herr von Wedel ein hervorragend geschickter Reiter ist, was dem Kaiser nicht unbekannt sein kann, so verdient doch die Leistung in dieser Jahreszeit besondere Anerkennung.

— **Die Zahl der im Königreich Sachsen lebenden Millionäre** beträgt, wie aus einer kürzlich veröffentlichten Schrift des Professors Dr. Böhmmer über die sächsische Einkommensteuer-Statistik hervorgeht, zur Zeit nicht weniger, als 1120, und zwar sind das 912 physische und 208 juristische Personen. Hieron entfallen auf Leipzig 299, auf Dresden 196 und auf die dritte Großstadt Chemnitz 61 Millionäre. In den letzten 13 Jahren seit 1880 hat sich nicht nur die Zahl der Millionäre nahezu verdreifacht, sondern auch das Einkommen derselben ist in diesem Zeitraum um das Neunfache gestiegen. Die höchstbesteuerten Einkommen betragen im Jahre 1892 bei den juristischen Personen 3 400 000 M. und bei den physischen Personen 1 471 460 M. Die weitaus größte Zahl der 912 Millionäre sind Großindustrielle.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— In der Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe: Nr. 3151. 3152. Prof. Dr. S. Brugsch-Bascha, Aus dem Morgenlande. Altes und Neues. Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von S. Biesch, Porträt und 7 Abbildungen. Nr. 3153. Opernbücher 24. Band. Francois Adrien Boieldieu, Johann von Paris. Romische Oper in zwei Aufzügen. Dichtung von Saint-Fust. (Joseph Ritter von Seyfried.) Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und herausgegeben von Karl Friedr. Wittmann. Nr. 3154. 3155. Boetius, Tröstungen der Philosophie. Uebersetzt von Richard Scheven. Nr. 3156. Edmond Duesberg, Verhswunden. Schwam in einem Aufzug. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Emil Neumann. Soufflebuch mit der vollständigen Regiebearbeitung. Nr. 3157. A. Groner, Der Neumannschießsige. — Die goldene Kugel. Zwei Kriminalnovellen. Nr. 3158. Gerolamo Rovetta, Die Unehelichen. Schauspiel in drei Aufzügen. Deutsch von Otto Eizenschitz. Regie- und Soufflebuch. Nr. 3159. Friedrich Arnold, Anleitung zur Pflege, Behandlung und Zucht des Kanarienvogels in allen seinen Rassen. Nr. 3160. Georg Böttcher, Alotria. Inhalt: Der kalte und der warme Onkel. — Die saure und die süße Tante. — Die Landparthie. — Meine Tanten. — Feuchtröhliches. — Aus früheren Tagen. — Vermischtes. — Sächsisches. — Hundstagsblüthen. — Gesellschaftsregeln.